

Joachim Zeller

Imperiale Räuberhöhle? Das Berliner Humboldt Forum in der Krise

Es soll ein „Weltkulturmuseum“ werden und ist *der* postkoloniale Ort in Deutschland: das Humboldt Forum in Berlin. Sein Domizil wird es hinter der Barockfassade des rekonstruierten Stadtschlusses finden. Der erste Eröffnungstermin Ende 2019 konnte nicht eingehalten werden, coronabedingt fand die zweite Teileröffnung Mitte Dezember 2020 lediglich digital statt. Doch die Gesamtkonzeption stößt vielfach auf Kritik. Das nach dem Naturforscher Alexander von Humboldt benannte Forum verharre im kolonialen Blick auf die ausgestellten Objekte, bei denen es sich in vielen Fällen um Raubgut handelt.

Geworben wird für das Berliner Großprojekt mit Sitz in dem nachempfundenen Preußenschloss nur im Superlativ. Es sei ein „Jahrhundertbau“ und das Humboldt Forum ein „Weltkulturmuseum“ neuen Formats. Es soll ein „Kompass für das globale Miteinander“ sein, ein „kulturelles Zentrum von nationaler und internationaler Ausstrahlung“, mit dem sich Berlin im Kreis der „weltweit führenden Kultur- und Museumsstädte“ etablieren will. Selbst die Tourismusindustrie könnte das Branding der Marke Berlin nicht besser betreiben, um die Stadt an der Spree im neoliberalen Standortwettbewerb als *Global Player* der Kultur in Stellung zu bringen.

677 Millionen Euro hat die Wiedererrichtung des 1950 von der DDR-Führung gesprengten Residenzschlusses der einstmaligen Hohenzollern-Dynastie verschlungen. Hinzuzurechnen wären die 119 Millionen Euro für den Abriss und die vorangegangene Asbestsanierung des Palastes der Republik, einst Sitz der DDR-Volkskammer. 60 Millionen sind jährlich für den Ausstellungsbetrieb vorgesehen. In den Räumlichkeiten des Humboldt Forums mit seinen insgesamt 40.000 Quadratmetern Nutzfläche sollen die Sammlungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst mit ihren zusammen über 600.000 Objekten präsentiert werden. Bisher waren sie im Museumszentrum in Berlin-Dahlem zu Hause.

Palast der Verlogenheit

Seit das Großprojekt auf der Agenda steht, ist es von erregt geführten Debatten begleitet. Folgt man den Verlautbarungen der Verantwortlichen, so handelt es sich bei dem Vorhaben um das „wichtigste kulturpolitische Projekt in Deutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts“. Das Humboldt Forum soll „zur Denk- und Erfahrungsschule einer demokratischen Weltgesellschaft“ avancieren. Mit dem „Denkraum für die Zukunft der Welt“ wird ein „Ort des Dialogs der Kulturen der Welt“ angestrebt. Im Humboldt Forum als einem „*multi-perspektivischen* Ort der Weltkulturen“ will man die Objekte der außereuropäischen Kulturen auf Augenhöhe mit denen westlicher Kulturen präsentieren.

Allen diesen Bekundungen zum Trotz hagelte es in den vergangenen Jahren harsche Kritik, ja die Legitimation des gesamten Projekts wird in Frage gestellt. Bereits die Schlossstrasse stößt bei den Gegner*innen auf Ablehnung. Ein solches

„vordemokratisches Gebäude“ stehe für Preußentum, Militarismus, Krieg und koloniale Expansion. Auch um die Kuppel und das sie bekrönende Kreuz – als offensichtliches Symbol für das Gottesgnadentum preußischer Königsherrschaft – entfachten sich Streitereien. Trotz aller Kritik ließen sich die Macher nicht einmal davon abhalten, auf die unsäglich, in goldenen Großbuchstaben auf blauem Untergrund ausgeführte Inschrift am Kuppeltambour zu verzichten, in der sich ein christlicher Überlegenheitsgestus manifestiert. In einer solchen feudalistischen Herrschaftsarchitektur, welche einst auch aus den Einnahmen des brandenburgisch-preußischen Versklavungshandels mitfinanziert wurde, könne man keine „ethnologischen Objekte“ ausstellen, die koloniale Gier in die vormalige Kolonialmetropole Berlin gebracht hat.

Offensiv in die Öffentlichkeit getragen wurden die Anti-Humboldt-Positionen insbesondere durch das Kampagnenbündnis „No Humboldt 21“, einem Zusammenschluss von mehr als 40 kultur- und entwicklungspolitischen, migrantisch-diasporischen sowie internationalen Nichtregierungsorganisationen. Schon früh forderten die Aktivist*innen des Bündnisses ein Moratorium und eine breite öffentliche Debatte über das Humboldt Forum und defizitäre Museumsstrategien. Die Präsentation der Kulturschätze aus aller Welt dienten lediglich zur Demonstration von Weltoffenheit der selbsternannten „Kulturnation“. Das Humboldt Forum verharre im kolonialen Blick auf seine Objekte. Die Hegemonien des Kolonialzeitalters würden nicht wirklich aufgebrochen, da die in dem Humboldt Forum versammelten Kulturgüter der Welt auch weiterhin den Privilegierten im Norden vorbehalten blieben.

Unterstützung fanden die Vertreter*innen des Bündnisses unter anderem in Aminata Traoré (2017), der ehemaligen Kultur- und Tourismusministerin Malis. Schon bei der Eröffnung des Pariser Musée du quai Branly im Jahr 2006 hatte sie festgestellt: „Unsere Kunstwerke haben Bürgerrechte dort, wo uns allen der Zugang verwehrt bleibt.“ In der Presse pflichtete man diesem Gedanken bei. Der Kunsthistoriker und Journalist Hanno Rauterberg (2015) nannte das Humboldt Forum einen „Palast der Verlogenheit“. Gepredigt werde „ein Dialog der Kulturen, gelebt wird eine Politik der Abschottung. Kulturelle Relikte sind wohlgeboten, nicht aber jene Menschen, die diese Kultur hervorbrachten – was für eine Bigotterie!“

Provenienzforschung gleich Restitution?

Für Aufsehen sorgte der Protest der Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, die im Juli 2017 aus dem internationalen Expertenbeirat des Humboldt Forums austrat. Die Leibniz-Preisträgerin bemängelte die bisher unzureichende Provenienzforschung der Sammlungsobjekte. In der aktuellen Ausrichtung des Humboldt Forums sieht sie eine unkritische Fortschreibung der über 300-jährigen, kolonial geprägten Sammlungsgeschichte. Zudem betont sie, dass Provenienzforschung und Restitutionen zu unterscheiden sind, ein Unterschied, den manche um ihre Sammlungsbestände besorgte und deshalb mit einem Abwehrreflex reagierende Museumsbeamte*innen nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Während die Provenienzforschung eine historische Wissenschaftsforschung ist, sind Restitutionen von juristischer und symbolischer Natur. Von anderer Seite hieß es, die Provenienzforschung könne nicht allein von der Raubkunst-Debatte aus gedacht werden. Nicht immer würden kolonialzeitliche Erwerbzusammenhänge bedeuten, dass es sich auch um Beutegut handeln muss. Die obsessive, gleichwohl überfällige Beschäftigung mit Raubkunst, so der Ethnologe Fritz W. Kramer (2018), verkenne die Tatsache, dass die kolonialisierten Gesellschaften auch Handel mit „Ethnographica“ betrieben und es eine regelrechte Produktion für den Tauschhandel gab. Die Gesellschaften müssten demnach auch als handelnde Subjekte und nicht nur als passive Opfer wahrgenommen werden.

Rückgabegesuche zu einzelnen Kunst- und Kulturobjekten aus den Beständen der Berliner Sammlungen liegen indes schon seit Jahrzehnten auf dem Tisch. Dazu zählen die Kultmasken der Kogi (Kolumbien), die berühmten Benin-Bronzen (Nigeria) oder der Thron des Königs Njoya (Kamerun). Weitere Museen in Berlin und anderen deutschen Städten sind ebenfalls von Rückgabeforderungen betroffen. Zu den bekanntesten Fällen gehören die Büste der Nofretete (Ägypten), eine der Hauptattraktionen des Ägyptischen Museums auf der Berliner Museumsinsel oder das Tangué (Kamerun) im Münchner Museum Fünf Kontinente.

Die Restitutionsdebatte bezieht sich aber nicht nur auf Kunst- und Kulturobjekte in ethnologischen Sammlungen, die aus den ehemaligen deutschen und anderen europäischen Kolonialgebieten stammen. Abgesehen von den bereits laufenden Repatriierungen von *Human Remains* wird auch um Objekte aus naturkundlichen Sammlungen wie dem zum Berliner Naturkundemuseum gehörenden Skelett des *Brachiosaurus* bzw. *Giraffatitan brancai* diskutiert. Das größte in einem Museum aufgebauten Dinosaurier-Skelett der Welt stammt aus Tansania, der vormaligen Kolonie „Deutsch-Ostafrika“.

Kritik der Kritik

Wer die anhaltende Debatte verfolgt, dem bieten sich erstaunliche Einblicke in das Diskursereignis Humboldt Forum. Zu der kaum noch zu überblickenden Vielzahl der Veröffentlichungen gehört der Text „Das Humboldt Forum – Ein Versuch einer Kritik der Kritik“ von Viola König (2016), der ehemaligen Direktorin des Ethnologischen Museums



Statue *Makabu Buanga* (Makabu Buange) der Benam-Behla, „Leopardenhäuptling“, Holz, Kongo. Ethnologisches Museum Berlin. Diese Holzskulptur presste Heinrich Ludwig Wolf den Benam-Behla ab. Wolf war Teilnehmer an der von Hermann von Wissmann von 1883 bis 1885 geleiteten Expedition durch Zentralafrika, die im Auftrag des Königs Leopold II. von Belgien und dessen *Association Internationale Africaine* die Region des Flusses Kasai erkunden und die Grundlagen für deren kolonialen Besetzung legen sollte.

Foto: GNU:BY-SA, Creative Commons

der Staatlichen Museen Berlin. Mit ihrem Aufsatz reagierte sie vor allem auf die gegenwärtig im Mittelpunkt stehende „Kolonialismusdebatte“. Zunächst verwahrt sie sich dagegen, den Vertreter*innen des Humboldt Forums Unkenntnis kolonialer Geschichte, Geschichtsvergessenheit und eurozentrische Selbstgewissheit zu unterstellen. Solche pauschalen Behauptungen, die lediglich der wohlfeilen „Selbstprofilierung“ dienen würden, weist sie mit aller Entschiedenheit zurück. In diesem Punkt ist ihr beizupflichten. Es wird auch außer Acht gelassen, dass die Ethnologie einerseits und die Museumsethnologie andererseits in den letzten Jahrzehnten Gegenstand heftiger postkolonialer Kritik gewesen sind. Die damit verbundene „Krise der Repräsentation“ hat ein einfaches Sprechen über „andere Gesellschaften“ längst hinter sich gelassen. Die Ethnologie selbst weist eine lange Geschichte anti-hegemonialer politischer Kritik auf.

Bei alledem ist es aufschlussreich, auf welche Kritikpunkte König nicht eingeht. Dazu gehört die Mahnung, man möge doch in Berlin die Zivilgesellschaft, darunter die migrantischen und postkolonialen Gruppen, nicht außen vorlassen, eine Mahnung, die nur allzu berechtigt ist. Denn der Hinweis darauf, man strebe ein partizipatives Arbeiten an und wolle „Deutungsmacht“ abgeben, indem Wissenschaftler*innen aus den Herkunftsländern der Objekte in die Projekte eingebunden würden (was de facto nur zögerlich geschieht), kann die Marginalisierung der diasporischen und aktivistischen Gruppierungen vor Ort kaum überdecken. Es scheint so, als wäre man sich unter den Organisator*innen des Berliner Humboldt Forums darin einig, die postkolonialen Initiativgruppen auf Distanz halten zu wollen. Man spricht ihnen schlicht die Expertise ab, außerdem ist immer wieder zu hören, sie könnten ja nur moralisch argumentieren.

Noch gravierender in der Argumentation von König ist ein anderer Punkt. Sie behauptet, die gegenüber dem Musée du Quai Branly in Paris geäußerten kritischen Stimmen seien nach seiner Eröffnung rasch verstummt. Auch in Berlin, so lässt sie durchblicken, werde dies nach der Fertigstellung des Humboldt Forums der Fall sein. Tatsächlich ist das nationale französische Museum für außereuropäische Kunst ein Publikumsmagnet und erhält großen Zuspruch. Aber König lügt sich in die Tasche, wenn sie die bis heute anhaltende Kritik verschweigt. Der Soziologe Wolf Lepenies (2008) war nicht der Einzige, der schon vor Jahren auf das Versagen des Musée du Quai Branly hinwies, „auf die Frage nach der kolonialen Vergangenheit des Landes eine Antwort“ zu geben. Er kritisierte, „wie sehr die Strategie der Ästhetisierung eine politische Funktion erfüllt“, um eben nicht über den – auch im Geschichtsbewusstsein der Französinen und Franzosen – weithin verdrängten Kolonialismus sprechen zu müssen.

Enttinerung als Strategie

Widerstände, den kolonialhistorischen Ballast, der dem Humboldt Forum anhaftet, unvoreingenommen aufzuarbeiten, lassen sich noch an manch anderer Stelle beobachten. So wird argumentiert, große Teile der Sammlungen des zukünftigen Humboldt Forums seien „vorkolonial“, wie dies von Horst Bredekamp, einer der drei Gründungsintendanten,

vor allem mit Blick auf die Sinica-Sammlung zu vernehmen war (Bredekamp / Schuster 2016; Bredekamp 2017). Solche Statements werfen die Frage auf, ob man partout nicht zur Kenntnis nehmen will, dass die völkerkundlichen Sammlungen ihr Zustandekommen ganz wesentlich dem Kolonialismus und vor allem dem Hochimperialismus im späten 19. Jahrhundert verdanken, was insbesondere für die Bestände vom afrikanischen Kontinent zutrifft. Befanden sich im Jahr 1880 rund 3.500 Objekte aus Afrika in Berlin, so zählte man 1914 um die 55.000 Artefakte in dem 1886 eröffneten Völkerkundemuseum, die wiederum überwiegend aus den deutschen „Schutzgebieten“ stammten. Haben wir es bei dieser Ignoranz gegenüber den Fakten nicht mit einem „intellektuellen Kolonialismus“ (Wolf Lepenies) zu tun, der immer noch nur von Europa aus den Blick auf die nicht-westlichen Kulturen richtet?

Fakt bleibt, nicht alle, aber wohl eine Mehrheit der Artefakte in den ethnographischen Sammlungen sind im kolonialen Unrechtskontext „erworben“ worden. Wer dieserart krude Ansichten äußert wie Bredekamp, der setzt bewusst oder unbewusst auf eine Strategie der „Enttinerung“ der Kolonialgeschichte, wie dies die Kultur- und Politikwissenschaftlerin Lilia Youssefi (2017) genannt hat. Das habe, so Youssefi, „nichts mit einem Nicht-Wissen über die kolonialen Implikationen des Humboldt Forums zu tun. Es handelt sich nicht um eine Ignoranz im Sinne einer Nicht-Wahrnehmung, sondern einer aktiven Ent-Wahrnehmung“. Gänzlich im Ton vergriff sich Bredekamp (2021) zuletzt auch in einem Zeitungsartikel, in dem er den Postkolonialismus als Ganzes zu diskreditieren versucht, in dem er ihm unterstellt, „strukturell antijüdisch“ zu sein. Er schwadroniert gar davon, dass der „harte Kern des sogenannten Postkolonialismus“ eine „Kulissenverschiebung von Auschwitz nach Namibia“ betreibe. Michael Rothberg (2021) und dessen Konzept einer „multidirektionalen Erinnerung“, scheint er nicht zur Kenntnis genommen zu haben und mit ihm den Versuch, jenseits einer Opferkonkurrenz zu einem solidarischen Erinnern zu kommen.

Zwar dürfe die koloniale Provenienz eines Großteils der außereuropäischen Sammlungen nicht verschwiegen werden, heißt es aus dem Humboldt Forum. Doch beeilt man sich hinzuzufügen, nichts wäre verfehlter, als es in ein „kolonialhistorisches Museum zu verwandeln, um damit einen weiteren Teil der historischen Schuld Deutschlands abzutragen“, so der Ethnologe Karl-Heinz Kohl (2017).

„Dies zu tun, käme einer erneuten Vereinnahmung der künstlerischen Hervorbringungen der indigenen Kulturen gleich. Sie stellen autonome Werke dar, die dasselbe Recht haben, um ihrer selbst willen ausgestellt zu werden, wie die großen Kunstwerke des klassischen Altertums, Ägyptens und Mesopotamiens auf der benachbarten Museumsinsel.“

Wieder ein Argument, das nur verlogen genannt werden kann. Der Vorwurf einer vermeintlich „erneuten Vereinnahmung“ übergeht die Kehrseite der Medaille. Denn werden die Objekte europäischer Ausbeutung im Humboldt Forum nicht zu Objekten kosmopolitischen Verstehens gemacht, wie oft genug betont wurde? Auf nichts Anderes als eine Vereinnahmung läuft es hinaus, sie ins nationale Schaufenster

zu stellen, wo sie der Tourismusindustrie und der Selbstverklärung Deutschlands als weltoffenes Land zu Diensten sind.

Glamour statt Kolonialismusdebatte?

Wiederholt beklagten sich die Vertreter*innen des Humboldt Forums, nicht „die Wertschätzung der Exponate fremder Kulturen, sondern die hypostasierte Schuld, diese zu besitzen“, stehe gegenwärtig im Mittelpunkt der Debatten. Man solle das Humboldt Forum „nicht den Bedenkenträgern“ überlassen, raunt es aus der konservativen Presse. Statt „freudloser und hyperkorrekter Kolonialismus-Debatten“ sollte doch eigentlich „Glamour und Magie“ angesichts der sensationell schönen Kunstschätze vorherrschen (siehe u.a. Krause 2017; Vitzthum 2017). Solchen aus der Defensive kommenden Formulierungen ist der Unwille anzumerken, zur notwendigen Aufarbeitung des deutschen und europäischen Kolonialerbes beizutragen. Wer von der Kolonialgeschichte als „tragische Verbundenheit“ (Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz) zwischen den Europäern und den Menschen anderer Kontinente schwadroniert, als sei das Ganze eine Naturkatastrophe gewesen, versagt angesichts der globalen postkolonialen Konfliktlagen (Parzinger 2011).

Die wenigen Beispiele verdeutlichen, wie schwer man sich mit dem Thema Kolonialismus tut, über das der Kulturwissenschaftler Thomas Thiemeyer (2016) sagt, es sei mittlerweile massentauglich und national relevant geworden. Dem Humboldt Forum komme ein zentraler Platz in der heutigen deutschen, zunehmend kosmopolitisch und integrativ geprägten Erinnerungskultur mit ihrem exemplarischen Schlachtfeld „Berlin, (Post)Kolonialismus und Museum“ zu. Dies hängt auch mit der Transformation Deutschlands hin zu einem Einwanderungsland zusammen, mit der sich hierzulande im Wandel befindenden Erinnerungskultur und den Diskussionen um Kulturbesitz aus „Unrechtskontexten“ namentlich der Raubkunst aus dem Nationalsozialismus und der Kolonialzeit. So wie der Kolonialismus eine Chiffre ist, über die größere Themen wie Rassismus oder der Umgang mit dem Fremden verhandelt werden, so ist das Humboldt Forum zu einem symbolischen Ort geworden, der den Anlass bietet, über das Selbstverständnis der bundesdeutschen Gesellschaft als Migrationsgesellschaft nachzudenken. So geht es um nicht weniger als die Suche nach einer modernen kulturellen Identität und um globale Kulturvielfalt im Zeichen des Postkolonialismus. Nicht zuletzt deshalb sollte, ja muss das Humboldt Forum die verschiedenen zivilgesellschaftlichen Akteure, darunter eben auch die Migrant*innen im Lande ansprechen und in den Gestaltungsprozess mit einbinden, um die notwendige „Dekolonialisierung der Bundesrepublik“ voran zu bringen.

Das Berliner Humboldt Forum als *der* postkoloniale Ort Deutschlands muss auf die im Zuge des „postcolonial turn“ aufgeworfenen Grundsatzfragen über rassistisch motivierte Forschungspraxen und den Umgang mit kolonialzeitlichen Museumsbeständen, diesem „heiklen“ und „schwierigen Erbe“, überzeugende Antworten geben. Einstweilen wird viel spekuliert über die tatsächliche Ausgestaltung des ge-

planten „Universalmuseums“, über das bisher – außer einer gönnerhaften Symbolpolitik – kaum mehr in die Öffentlichkeit gedrungen ist, als dass unter Berufung auf Humboldt europäische und „außereuropäische“ Kulturen miteinander in Verbindung gebracht werden sollen. Herkulesaufgaben sind zu lösen, denkt man etwa an das Versprechen, nur diejenigen „Ethnographica“ im Humboldt Forum auszustellen, deren Herkunft geklärt ist. Selbst Befürworter geben zu bedenken, dass es dann im Schloss ziemlich leer aussehen dürfte. Nicht so schnell beendet sein werden auch die Auseinandersetzungen um das viel bemühte *geteilte Erbe*, das den Menschen der Herkunftsländer zur Verfügung steht, im Humboldt Forum lediglich seinen Verwahrungsort hat und als Besitz der ganzen Welt gilt. Das Humboldt Forum als große „Leihbibliothek“ zu verstehen – viele Afrikaner*innen sprechen dagegen von einer gut gepflegten Räuberhöhle –, ob ein solches Konstrukt auf die Zustimmung aller Beteiligten treffen wird, darf bezweifelt werden. Die Forderung etwa des Historikers und Museologen Ciraj Rassool aus Kapstadt ließe sich damit nur schwer in Übereinstimmung bringen. Er mahnt einen anderen Blick auf die Sammlungen an. Sie müssten nicht nur „post-kolonial“ ausgerichtet sein, sondern in ihren Strukturen „entkolonisiert“ werden (zit. n. Bernau 2017). Ob der im Mai 2018 vom Deutschen Museumsbund herausgegebene „Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“ – 2021 erschien die dritte überarbeitete Fassung – für diese Herausforderung ausreicht, bleibt abzuwarten.

Berlin abschaffen

Für Aufregung auch hierzulande sorgte die Initiative des französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron. Auf einer Afrikareise versprach er Ende November 2017 an der Universität Ouagadougou in Burkina Faso, geraubte Kulturgüter aus Afrika zeitweilig oder endgültig zurückgeben zu wollen. Er sehe das Thema im größeren Rahmen der „kolonialen Vergangenheitsbewältigung“. Ergänzend verlautete es aus dem Elysée-Palast: „Das afrikanische Erbe darf kein Gefangener europäischer Museen sein.“ Die Erklärung Macrons ist geradezu revolutionär, da das Prinzip der Unveräußerlichkeit, der Unverjährbarkeit und der Unpfändbarkeit, mit denen Museen in Frankreich Restitutionsforderungen stets abwehren, ernsthaft infrage gestellt wird. Macron regte zudem die Gründung einer Kommission an, die die französische Regierung bei der Rückführung von Kunstwerken an afrikanische Länder beraten soll. Ihr gehörten Bénédicte Savoy und der senegalesische Wissenschaftler Felwine Sarr an. Ende November 2018 überreichten sie dem französischen Präsidenten ihren Bericht. Schon der Titel des Reports „Die Restitution afrikanischen Kulturerbes. Für eine neue Ethik der Beziehungen“ schließt nahtlos an die radikale Auffassung an, die die beiden Wissenschaftler bereits vorab vertraten, als sie davon sprachen, „dass alle Formen des Erwerbs unter Kolonialbedingungen keine Gültigkeit“ besitzen (zit. n. Radisch 2018). In diesem Sinne empfehlen sie, dass ausnahmslos alle Sammlungsobjekte an die Herkunftsländer

Die Arroganz der Sieger und ihre Trophäen: Mitglieder der Kaiserlichen Schutztruppe nach einer siegreich durchgeführten „Strafexpedition“ gegen das Königreich von Kom vor dem Königspalast in Laikom / Kamerun, Januar 1905. Nach der Eroberung plünderten die Deutschen die Kulturobjekte der Kom, darunter anthropomorphe und zoomorphe Masken, die sich heute in der Afrika-Abteilung des Ethnologischen Museums in Berlin befinden.

Foto: Bildsammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt/M.



zu restituieren sind, für die keine eindeutig nicht-kolonialen Herkunftsnachweise vorliegen. Auf die Provenienzforschung und die wissenschaftliche Aufarbeitung von Objektbiographien könne verzichtet werden. Die damit einhergehende Umkehr der Beweislast gibt – auch und gerade im Zweifelsfall – der Rückgabe den Vorrang und stellt den Gedanken der Besitzstandswahrung hinten. Nach Sarr und Savoy sollen die Artefakte an ihren Herkunftsorten „resozialisiert“ werden. Es gelte, afrikanische Gesellschaften zu ermächtigen, autonom über ihr kulturelles Erbe verfügen zu können. Restitutionen würden nicht zuletzt dabei helfen, „Berlin abzuschaffen“, wie dies die Fachleute verschiedener afrikanischer Länder formulierten. Das bedeutet, zurückgeführte Objekte würden Bezüge zwischen den Territorien wiederherstellen, die durch die berühmte Berliner Kongokonferenz von 1884/85 getrennt wurden.

Zuspruch und Widerrede

Getan hat sich seit der Veröffentlichung des Berichts in Frankreich bisher wenig. Europaweit stieß er auf ein geteiltes Echo. Zwar erhielt der Bericht viel Zuspruch, doch ist eine Widerrede insbesondere von Museumsfachleuten zu vernehmen. So sagte Stéphane Martin, der scheidende Direktor des Pariser Musée du Quai Branly, die Museen dürften nicht in Geiselhaft für den schmerzvollen Kolonialismus genommen werden. Er wolle die Werke seines Museums gerne ausleihen und mit allen kooperieren, doch sollten die Eigentumsrechte unangetastet bleiben (siehe u.a. Hanimann / Häntzschel / Kirchner 2018). Obwohl es in der Debatte um staatliche Sammlungen geht, ließ eine Reaktion auch aus den Kreisen französischer Privatsammler nicht auf sich warten. Ganz unverhohlen die eigenen wirtschaftlichen Interessen vertretend, werden Befürchtungen geäußert, dass deren Sammlungsbestände zunächst ihren moralischen und dann ihren pekuniären Wert verlieren könnten. An dem Prinzip der Unveräußerlichkeit staatlichen Besitzes in Frankreich dürfe nicht gerüttelt werden. Frankreich habe im Übrigen

auch nicht die Unidroit-Konvention von 1995 zum Umgang mit gestohlenen und illegal ausgeführten Kulturobjekten unterschrieben (vgl. Zeller 2021).

Welche Folgen der Report von Sarr und Savoy für die hiesige Museumslandschaft haben wird, ist noch nicht abzusehen, zumal sich die Situation in Deutschland mit seinem föderalen System anders darstellt als im zentralistisch regierten Frankreich. Während er vor allem in den Kreisen postkolonialer Initiativen wegen seiner konsequenten Haltung, ja Radikalität als Zeitenwende gefeiert wird, monieren Verantwortliche von Museumssammlungen dessen Lücken und Verallgemeinerungen. Die Heuristik von Sarr und Savoy, so die Ethnologin Larissa Förster, beruhe auf Sammlungen und der Historiographie des französischen Kolonialismus in Westafrika und könne daher nicht einfach auf Sammlungsbestände aus anderen Weltregionen übertragen werden und würde auch nicht die Vielschichtigkeit kolonialer Begegnungen – etwa in der Frühphase der kolonialen Expansion – erfassen (siehe Edenhäuser / Förster 2019). Die Direktorin des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln Nanette Snoep stellte indes fest, die Museumspraxis müsse neu gedacht werden, während etwa Horst Bredekamp Einspruch erhob (vgl. Zeller 2021). Er fordert für den Umgang mit den Sammlungen in Deutschland ein „Ende der Gleichsetzerei“ und beharrt auf die nach seiner Auffassung eklatanten Unterschiede zwischen den Sammlungen in Deutschland und denjenigen der anderen großen Kolonialmächte Europas. Viele der Sammlungen der großen deutschen ethnologischen Museen seien in einem aufklärerischen Geist entstanden, der koloniale Bestrebungen abgelehnt habe. Die Umkehrung der Unschuldsvermutung hinsichtlich der Sammelpraxis habe mit einem modernen oder aufgeklärten Rechtssystem wenig zu tun. Eine solche Position könne freilich nur vertreten, hielten Kritiker dem entgegen, wer den Unrechts- und Gewaltkontext des Kolonialismus ignoriere (ebd.).

Die Kritik am Humboldt Forum mit der dort geplanten Präsentation „ethnologischer Schätze“ als eine „zweite Deutsche Kolonialausstellung“ hält jedenfalls an. In Anbetracht

des Dilemmas und der gegenwärtig kaum zu überbrückenden Gegensätze reicht es nicht – und riecht nach Selbstbeweihräucherung sich liberal gebender *Weißer* –, das Humboldt Forum als „einen Ort radikaler Toleranz“ (Bredenkamp 2017) auszurufen. Dass hier die Tugenden der Toleranz und der Weltoffenheit zu Hause sind, was sonst, möchte man fragen. Mit einer solchen allzu harmlosen Konsensformel ist der Preis für das Humboldt Forum nicht zu begleichen, er wird sehr viel höher ausfallen. Um einen verwegenen Schritt wird man nicht umhinkommen, und zwar hin zu einer vollständigen Neustrukturierung der Sammlungen im geplanten Humboldt Forum einschließlich derjenigen auf der Museumsinsel. Nicht zuletzt gilt es das viel monierte koloniale Konstrukt „The West and the Rest“, die Aufteilung in „wir“ (Museumsinsel mit den Sammlungen „klassischer Hochkulturen“) und die „Anderen“ (Humboldt Forum) aufzubrechen. Was die Berliner Museumsinsel betrifft, monierte der Oxforder Altertumswissenschaftlers Jaś Elsner, dass dort das euro- und germanozentrische Weltbild des wilhelminischen Kaiserreichs nie korrigiert wurde (zit. n. Brusius 2020). Mithin wird man um einen ganz neuartigen Museumsverbund in Kooperation mit den Herkunftsländern der Objekte nicht herumkommen. Von einem „Preußischen Kulturbesitz“ zu sprechen wird dann nicht mehr zeitgemäß, noch möglich sein. Zusehr waren die Praxis des ethnografischen Sammelns und der Kolonialismus als Ideologie und als System miteinander verwoben.

Utopische Gedankenspiele und die Wende?

Wie immer sich das Berliner Humboldt Forum weiterentwickeln wird, Restitutionsfragen auch und gerade von emblematischen Objekten sind unumgänglich. Gleichwohl sollte die Debatte nicht auf die Restitutionsfrage eingeschränkt werden. Die Auseinandersetzung mit den Objekten bietet die Chance, eine jahrhundertealte verflochtene Geschichte zu entdecken. Im Gegensatz zu dauerhaften Rückgaben plädiert einer der führenden Theoretiker des Postkolonialismus, der Kameruner Politikwissenschaftler Achille Mbembe (2019), für ein „grenzenloses Zirkulieren von Kunstgegenständen“ und den Aufbau und Unterhalt von Museen in Afrika, die von den ehemaligen Kolonialmächten zu bezahlen seien. Grenzenlos zirkulieren müssten aber nicht nur die geraubten Objekte aus Afrika, sondern das gesamte Erbe der Menschheit. Damit ist ein geradezu utopisches Gedankenspiel formuliert, dass nun auch Nofretete oder die Werke von Michelangelo und Dürer allen gehören sollen. Man dürfe die Objekte aus der Kolonialzeit und die afrikanischen Geflüchteten nicht getrennt betrachten, so die schon von anderer Seite geäußerte Forderung Mbembes. Eine Provokation vor allem für die postkolonialen Kreise dürften dessen Äußerungen gewesen sein, ihr Engagement für die Rücksendung von Objekten an die Herkunftsländer mit dem Engagement derer in Verbindung zu bringen, denen mehr an der Rücksendung von Menschen gelegen ist. „Wollen wir wirklich in einer Welt leben, in der jeder und alles wieder nach Hause zurück muss?“, gab Mbembe zu bedenken. Man solle sich stattdessen eingestehen, dass die Verstrickung der Welt unumkehrbar sei. Restitutionsfragen folgten nicht nur dem alten, „korrosiven“ Konzept der

Eigentümerschaft, sie stünden auch dem wechselseitigen Kontakt entgegen. Statt über Restitutionsfragen sollte besser über Konzepte des Teilens diskutiert werden; Ziel müsste es sein, nicht nur die Objekte vom Eigentumsdenken zu befreien, sondern auch die Menschen (ebd.).

Wie kann es weitergehen mit dem Humboldt Forum? Zuallererst ist eine radikale Ehrlichkeit unabdingbar, ein „Beharren auf historischer Wahrheit“, wie es Felwine Sarr und Bénédicte Savoy formuliert haben, geht es doch für die ehemals kolonisierten Länder um eine symbolische und materielle Wiedergutmachung für die während des Kolonialalters erlittene Dekulturation und Entfremdung. Nur wenn die zutiefst antidialogische Geschichte der „Entdeckungen“, der Sklaverei, des Kolonialismus und somit auch die Geschichte des Rassismus reflektiert wird, kann überhaupt der viel beschworene Dialog der Weltkulturen in Gang kommen. Der „Erwerb“ von Kulturgütern in den ehemaligen Kolonialgebieten war ganz überwiegend motiviert durch ein rassistisches Weltbild. Die zentrale Antriebskraft für die „Völkerkundemuseen“, die wertende Differenzierung von Menschengruppen, das *Othering*, lastet schwer auf den Sammlungen nicht nur des Humboldt Forums. Aus diesem Grund sollte im Humboldt Forum auf eine Inszenierung der Objekte verzichtet werden, jedenfalls in einigen Ausstellungsräumen. Stattdessen könnten die Objekte den Besucher*innen wie im Depot aufgetürmt in den Regalen dargeboten werden, um ihnen einen ungefilterten Eindruck von deren schierer Masse zu bieten. Eine solche Präsentation ließe einen ungestörten Genuss der Kunst- und Kulturschätze gar nicht erst zu, sondern würde Fragen provozieren, unbequeme Fragen, denen wir uns in unserem postkolonialen Zeitalter zu stellen haben, soll die Dekolonisierung keine Phrase bleiben.

Wenn das Humboldt Forum ein Haus mit einem experimentell-kosmopolitischen Charakter werden soll, eine „internationale Dialogplattform für globale kulturelle Ideen“, wie es im Koalitionsvertrag von CDU, CSU und SPD vom März 2018 formuliert ist, dann gilt es die Kontroversen nicht akademisch verpackt im Kleingedruckten der Katalogtexte zu verstecken, sondern sie sind ohne Abstriche in die Ausstellungskonzeption zu übernehmen. Und dazu gehört nun mal die Kolonial- und Eroberungsgeschichte, von der Deutschland und ganz Europa eingeholt wird. Das europäische – und ziemlich paternalistische – Master-Narrativ, die Welt erklären und deuten zu wollen, ist jedenfalls obsolet. Sich selbst und die Praxis der Weltaneignung zur Diskussion zu stellen, ist und bleibt unabdingbar (nicht nur) für die Museumsfachleute. Nur so kann das Humboldt Forum, kann die Institution des Museums zur „Schnittstelle zwischen aufgearbeiteter Kolonialgeschichte und gelebter Kultur“ werden, so die Kulturhistorikerin Mirjam Brusius (2018).

Noch vor seiner richtigen Eröffnung steckt das zu einem zentralen Ort nationaler Staatskultur avancierte Humboldt Forum in der Krise. Deutschlands größte Kulturbaustelle ist in die Turbulenzen einer postkolonialen Dynamik geraten, die sich hier wie andernorts, ob gewollt oder ungewollt, an der Kolonialvergangenheit abarbeitet. Die Signale, die zuletzt zu vernehmen waren, deuten darauf hin, dass – nun endlich

– ein Umdenken auch in den Kreisen der Verantwortlichen des Humboldt Forums stattfindet. Es hieß, der größte Teil der ikonischen Benin-Bronzen soll noch in diesem Jahr an Nigeria restituiert werden. Auch eine Neuplanung des Benin-Saals ist vorgesehen. Diese lange verschleppte Entscheidung war unumgänglich. Der Druck der Öffentlichkeit war einfach zu groß geworden. Allem Anschein nach, hat sich die Einsicht durchgesetzt, die Tore des kulturellen Paradeprojekts schlechterdings nicht mit gestohlenen Objekten öffnen zu können. Bei alledem harren abertausende weitere Fälle kolonialen Raubguts in Deutschland und in ganz Europa ihrer Lösung.

Literatur

- Bernau, Nikolaus (2017): Berliner Blamage: Dresden weist den Weg zum Welt-Museum, in: Berliner Zeitung vom 19.9.2017
- Bredekamp, Horst (2017): Ein Ort radikaler Toleranz, in: Die Zeit vom 31.8.2017
- Bredekamp, Horst (2021): Postkolonialismus: Warum der identitäre Wahn unsere größte Bedrohung ist, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8.3.2021
- Brusius, Mirjam (2018): Zerstörung des Lebens, in: Süddeutsche Zeitung vom 24.1. 2018
- Brusius, Mirjam (2020): Hand in Hand. Antikensammlungen waren mit der Rassetheorie eng verwoben. Die Museen sollten sich dieser Geschichte stellen, in: Süddeutsche Zeitung vom 27.1.2020
- Edenheiser, Iris / Förster, Larissa (Hrsg.) (2019): Museumsethologie. Eine Einführung. Theorien – Debatten – Praktiken, Berlin
- Hanimann, Joseph / Häntzschel, Jörg / Kirchner, Thomas (2018): Richtig, falsch, übereilt, nichtig und sehr mutig. Emmanuel Macron gibt 26 Kunstwerke aus Benin an Museen zurück – und am heftigsten reagiert der Kunstmarkt, in: Süddeutsche Zeitung vom 26.11.2018
- Kramer, Fritz W. (2018): Ist der Fremde ein Mensch?, in: Die Zeit vom 9.5.2018
- König, Viola (2016): Das Humboldt Forum – Ein Versuch einer Kritik der Kritik, in: Horst Bredekamp / Peter Klaus Schuster (Hrsg.): Das Humboldt Forum. Die Wiedergewinnung der Idee, Berlin, S. 220-241
- Kohl, Karl-Heinz (2017): Dies ist Kunst, um ihrer selbst willen, in: Die Zeit vom 7.9.2017
- König, Viola / Scholz, Andrea (Hrsg.) (2012): Humboldt Forum. Der lange Weg 1999-2012, Berlin
- Krause, Tilman (2017): Überlässt das Humboldt-Forum nicht den Bedenkensträgern!, in: Die Welt vom 1.9.2017
- Lepenius, Wolf (2008): Abschied vom intellektuellen Kolonialismus. Nicht-westliche Kulturen: Was Berlin aus der Debatte über das Musée du Quai Branly in Paris lernen kann, in: Die Welt vom 1.4.2008
- Mbembe, Achille (2019): Of African Objects in Western Museums. Über afrikanische Objekte in westlichen Museen, Münster
- Paczensky, Gert von / Ganslmayr, Herbert (1984): Nofretete will nach Hause. Europa – Schatzhaus der „Dritten Welt“, München
- Parzinger, Hermann (2011): Das Humboldt-Forum. Soviel Welt mit sich verbinden als möglich. Aufgabe und Bedeutung des wichtigsten Kulturprojekts in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Stiftung Berliner Schloss – Humboldtforum (Hrsg.), Berlin
- Radisch, Iris (2018): Sie schaffen altes Unrecht ab, in: Die Zeit vom 19.7.2018
- Rauterberg, Hanno (2015): Palast der Verlogenheit. Das Humboldt-Forum in Berlin feiert Richtfest, in: Die Zeit vom 11.6.2015
- Rothberg, Michael (2021): Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Berlin (englische Ausgabe, 2009)
- Sarr, Felwine / Savoy, Bénédicte (2019): Zurückgeben. Über die Restitution afrikanischer Kulturgüter, Berlin
- Savoy, Bénédicte (2021): Afrikas Kampf um seine Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage, München
- Terkessidis, Mark (2019): Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute, Hamburg
- Thiemeyer, Thomas (2016): Deutschland postkolonial. Ethnologische und genealogische Erinnerungskultur, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 70, Juli, S. 33-45
- Traoré, Aminata (2017): So genießen unsere Kunstwerke Bürgerrechte dort, wo uns allen der Aufenthalt untersagt ist. Ein Interview mit Aminata Traoré, in: No Humboldt 21! Dekoloniale Einwände gegen das Humboldt-Forum, AfricAvenir International e. V., Berlin, S. 168-173
- Vitzthum, Thomas (2017): Humboldt-Forum. Bilderstürmerie überwindet den Kolonialismus nicht, in: Die Welt vom 20.8.2017
- Youssefi, Lilia (2017): Zwischen Erinnerung und Entinnerung. Zur Verhandlung von Kolonialismus im Humboldt-Forum, in: No Humboldt 21! Dekoloniale Einwände gegen das Humboldt-Forum, AfricAvenir International e. V., Berlin, S. 42-61
- Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 15 (2016): Themenheft „Geschichtsdidaktik postkolonial“
- Zeller, Joachim (2021): Weltkulturmuseum? Koloniale Schatzkammer? Das Berliner Humboldt Forum in der Krise. Plädoyer für eine radikale Ehrlichkeit, in: Marianne Bechhaus-Gerst / Joachim Zeller (Hrsg): Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, 2. Aufl., Berlin S. 574-601

Dr. Joachim Zeller, Historiker und Lehrer in Berlin. Von ihm ist u.a. erschienen: Weiße Blicke – Schwarze Körper. Afrika(ner) im Spiegel westlicher Alltagskultur (2010); Wilde Moderne. Der Bildhauer Fritz Behn 1878–1970 (2016); STAND UND FALL. Das Wissmann-Denkmal zwischen kolonialer Weihestätte und postkolonialer Dekonstruktion (Mitherausgeber, im Druck). Kontakt: jobezeller@t-online.de